

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. m. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 678 — 10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

21. Jahrg. No. 10.

Milwaukee, Wis., den 15. Januar 1886.

Lauf. No. 522.

Inhalt. — Die Inquisition. — Die Großmagd. — Die Zeitsünden. — Der Helfer in aller Noth. — Ein gut Hausmittel wider die leidigen Nahrungsorgen. — Heiden und Heidenchristen. — Wüchertisch. — Krankheits-Bericht No. 1. — Missions- und Erntedankfest. — Ordination. — Conferenz-Anzeigen. — Quittungen. —

Die Inquisition.

I.

In dem Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen, das uns Matth. 13, 24—30 aus dem Munde unseres Heilandes berichtet wird, hören wir den Hausvater auf die Frage der Knechte, ob „das Unkraut ausrotten sollten, die Antwort geben: „Nein, auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet, so ihr das Unkraut ausgähet.“ Dies Wort haben manche dahin deuten wollen, daß man gegen offensbare Sünder nicht mit Ausschließung aus der Gemeinde vorgehen solle, sondern „beides mit einander wachsen lassen“, in derselben Gemeinde verbleiben lassen müsse, bis Gott selber Gericht halten und die Schafe von den Böcken scheiden werde. Diese Auslegung ist aber falsch. Denn wenn wir weiter lesen, wie der Herr Christus das Gleichnis selber auslegt, so finden wir, daß er nicht spricht: „Der Acker ist die Kirche oder die Gemeinde“, sondern daß es V. 38. heißt: „Der Acker ist die Welt.“ Es bleibt also stehen das Wort des Herrn: „Höret er die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner“, Matth. 13, 17., und das Wort des Apostels: „Thut von euch selbst hinaus, wer da böse ist“, 1 Cor. 5, 13. Hingegen ist aus dem Gleichnis und der angeführten Antwort des Hausvaters dies zu erkennen, daß aus dem Acker der Welt niemand schon deswegen ausgerottet, vom Leben zum Tode gebracht werden soll, weil er kein wahrer Christ, ein Kind der Bosheit ist. Es gilt auch nicht, daß man sage: „Ja, die Diener der Kirche sollen niemand an Leib und Seele strafen, sondern sie sollen Irlehrer und Ungläubige der weltlichen Obrigkeit überliefern; die soll dann das Schwert an ihnen brauchen.“ Denn der Herr spricht nicht zu den Knechten: „Nein, denn ihr habt dazu keinen Beruf; sondern er spricht: „Nein, auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet.“ Das gilt aber der Obrigkeit wenigstens mit demselben Grunde. Und ferner spricht er: „Rasset beides mit einander wachsen bis zur Ernte; und um der Ernte Zeit will ich den Schnittern sagen: Sammet zuvor das Unkraut und bindet es in Bündlein, daß man es ver-

brenne“. Die Ernte aber, welche hier gemeint ist, ist nicht das weltliche Hochgericht, und die Schnitter sind nicht Schergen und Scharfrichter, sondern der Herr selber sagt V. 39: „Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engeln“. Wer also einen Menschen deshalb, weil er ein Irlehrer oder ein Ungläubiger ist, an Leib und Leben straft, der handelt dieser ganz klaren Weisung des Herrn entgegen und vergießt Blut, das nicht vergossen werden soll.

Vor. ersten Jahrhundert an gewannen in Europa, besonders in Frankreich, die sogenannten Katharer, eine aus dem Morgenland stammende Sekte, auch Albigenser genannt, zahlreiche Anhänger. In welchen Stücken diese Leute von der katholischen Lehre abwichen, braucht hier nicht erörtert zu werden. Sie fanden an Fürsten und Adligen mächtige Beschützer, und im zwölften Jahrhundert hatte ihr Kirchenwesen in Frankreich eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie bei Toulouse eine große Synode abhalten konnten, und durch ihre Predigten zogen sie immer mehr Volks an sich, besonders weil sie, vornehmlich ihre Prediger, sich durch einen sittlich ernsteren Lebenswandel vor den Papisten und ihrer Priesterschaft auszeichneten. Nicht nur in den Städten hatten sie ihre Bethäuser und Schulen für Knaben und Mädchen, sondern auch auf vielen Schlössern der Adligen hatte man ihnen die Kapellen eingeräumt. Alles Predigen der Papisten gegen sie konnte ihr Bestehen und ihre Ausbreitung nicht hindern; selbst einzelne Gewaltmaßregeln zu ihrer Unterdrückung hatten nicht den beabsichtigten Erfolg.

Aber noch eine andere Bewegung erhob sich ebenfalls in Frankreich in jenen Jahrhunderten, gegen die man von römischer Seite mit zunehmendem Eifer einschritt. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte nämlich zu Lyon ein reicher Bürger Namens Waldus, dem die lateinischen Lektionen in den papistischen Gottesdiensten nicht genügten, und der, um zu erfahren, was eigentlich in den Evangelien geschrieben stehe, sich Uebersetzungen derselben in die Landessprache anfertigen ließ. Später verschenkte er sein Vermögen an die Armen und begann selber zu predigen. Einige Anhänger, die er gefunden hatte, thaten dasselbe, und bald scharten sich, wenn sie auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Städte und in den Dörfern auftraten, zahlreiche Zuhörer um sie. Obschon sie noch nicht daran dachten, sich von der römischen Kirche zu trennen, wurden sie doch, nachdem sie dem Bischof von Lyon, der ihnen das Predi-

gen verbot, das Wort Apostelg. 5, 29. entgegengehalten hatten, aus Lyon vertrieben, und nun wandten sie sich dem südlicheren Frankreich zu. Am Ende des zwölften Jahrhunderts hatten sie nicht nur in Frankreich viele und große Gemeinden gewonnen, sondern sich auch nach Italien und Spanien ausgebreitet, und in ihren Zusammenkünften, die der Verfolgung wegen vielfach heimlich gehalten wurden, erbauten sich diese Waldenser an den Evangelien, den Briefen Pauli, den Psalmen und anderen biblischen Büchern, die sie in ihre Muttersprache hatten übersezen lassen. Den oben genannten Katharern, deren Irrtümer sie nicht theilten, traten sie mit dem Wort der heiligen Schrift entgegen, und da sie in der Bibel viel besser Bescheid mußten als die papistischen Priester, so kam es vor, daß diese sich ihres Beistandes zur Bekämpfung der Katharer bedienten. Dennoch wurden die Waldenser, als nun die Verfolgung der Albigenser seitens der Römischen mit aller Kraft in Angriff genommen wurde, auch die Waldenser ebensowohl wie jene heimgesucht, und die ersten Bibelverbote, durch welche das Lesen der heiligen Schrift in der Volkssprache untersagt wurde, richteten sich gegen die Waldenser in Frankreich.

Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts saß auf dem päpstlichen Stuhl Innocenz III., der von den Papisten als einer der ausgezeichnetsten Päpste hoch gerühmt wird, und man kann wohl sagen, daß unter ihm die weltliche Macht des Papsttums ihre höchste Höhe erreicht hat. Raum hatte dieser Papst seinen Thron eingenommen, da sandte er seine Legaten mit weitgehenden Vollmachten zur Bekämpfung der Ketzer ausgerüstet, nach Südranckreich. Er schrieb auch an die Erzbischöfe, Bischöfe, Fürsten und Grafen jener Gegenden, er verpundere sich, daß, da der Herr sich eine unbefleckte Kirche erwählt habe, einige doch diesen ungenährten Rock zerreißen wollten und sich Satansschulen errichteten. Sie wären es, von denen der Apostel vorhergesagt habe, daß in den letzten Zeiten vom Glauben Abtrünnige aufstehen würden. Solcher Leute gebe es unter den Namen Waldenser, Katharer, Vateriner und anderen viele in ihren Ländern. Um nun diese kleinen Füchse, welche den Weinberg des Herrn vermüsteten, zu fangen, habe er die Cisterziensermonche Rainerius und Guido, fromme Männer, zu ihnen gesandt, damit die Abgewichenen zurecht gebracht, oder, damit sie nicht noch andere ansteckten, aus dem Lande entfernt werden möchten. Diejenigen aber, welche solchen Ketzern, nachdem sie mit dem Bann belegt wurden, noch Schutz und Unterhalt gewähren würden, sollten eben wie die Ketzer

selber behandelt werden. Die Fürsten und andere weltlichen Großen sollten zur Vergebung ihrer Sünden den beiden päpstlichen Abgesandten alle Hilfe gegen die Ketzer leisten, denen, die von ihren Irrtümern nicht lassen würden, ihre Güter nehmen, sie des Landes verweisen und, wo sie das nicht räumen würden, mit noch härteren Strafen belegen. Daß er dem Rainerius die Macht verliehen habe, die Fürsten durch Bann und Interdikt zur Verfolgung der Ketzer zu zwingen, sei nur in der Absicht geschehen, daß die Ketzer, die den Christen das geistliche Leben entzogen, möchten ausgerottet werden. Den Unterthanen, welche von seinen Gesandten aufgefordert, gegen die Ketzer zu den Waffen greifen würden, verheißt er Vergebung der Sünden.

Damit war nun der Grund gelegt zu dem Institut der *Inquisition*. Dies Wort heißt auf deutsch Erforschung, Untersuchung. Hier waren vom Papst besondere Männer bestellt, deren Aufgabe war, die Aufsuchung solcher, die mit der römischen Kirche uneins waren, zu führen und zu überwachen; zugleich aber waren Weisungen für die Bestrafung derjenigen ertheilt, die bei ihrem Widerspruch beharren würden. Bald sandte der Papst noch andere Abgeordnete als Betreiber der Ketzerverfolgungen. Er stieß aber nicht nur bei weltlichen Vornehmen, sondern auch bei Bischöfen auf Widerstand, und da man den päpstlichen Legaten überall das schändliche Leben der papistischen Priester vorwarf, waren sie schon geneigt, ihre Arbeit im Verdruss einzustellen. Da gewann durch das Auftreten eines Spaniers, *Dominicus*, des nachherigen Stifters des Dominikanerordens, das begonnene Werk einen neuen Aufschwung. Einer der weltlichen Herren, Graf Raimund von Toulouse, der sich gewissen Anordnungen der Ketzerichter nicht fügen wollte, wurde mit dem Bann belegt, sein ganzes Land mit dem Interdikt. Der Papst schrieb einen heftigen Brief an ihn, in welchem er den Grafen einen pestilentialischen, gottlosen Mann nannte und ihm drohte, wenn er sich nicht füge, werde er den benachbarten Fürsten den Auftrag geben, ihn als einen Feind Christi und Verfolger der Kirche mit Krieg zu überziehen und ihm so viel wie möglich von seinem Lande zu entreißen. Der Graf gab nun zwar nach, entwickelte aber nicht Feuereifer genug gegen die verhassten Ketzer. Der Legat Peter von Castelnau, der als Ketzerjäger den erstgesandten Legaten beigegeben worden war, machte ihm darüber Vorwürfe und nannte ihn einen treulosen Mann. Bald darauf wurde der Legat auf der Rhone von einem Ritter aus Raimunds Gefolge erstochen. Diesen Mord legte der Papst dem Grafen zur Last; er that ihn aufs neue in den Bann, entband alle seine Unterthanen von ihrer Pflicht und seine Verbündeten von ihren eidlichen Versprechen, forderte auch den König Philipp August von Frankreich und den ganzen Adel des Landes auf, sich gegen diesen Feind des Glaubens zu verbinden und ihm mit bewaffneter Hand seine Besitzungen zu entreißen; hier müsse das zeitliche dem geistlichen Schwert beistehen. Der päpstliche Legat Arnold von Citeaux predigte Sturm gegen den Grafen, den der Papst samt seinen Anhängern für ärger als die Sarazenen erklärt hatte, und allen, die sich bei dem Kreuzzug gegen ihn betheiligen würden, wurde der päpstliche Ablass zugesagt. Viel Volks leistete dieser Aufforderung Folge. Schon war der König von Frankreich beauftragt, zur Vergebung seiner Sünden einen tüchtigen Befehlshaber über dies Heer von päpstlichen Schergen, die als Streiter eines heiligen Krieges

ein Kreuz als Abzeichen auf der Brust tragen sollten, zu ernennen, da gelang es dem Grafen durch völlige Unterwerfung unter die Macht des römischen Machthabers dessen Joren zu beschwichtigen; er ließ sich von dem Legaten mit Ruthen in die Kirche peitschen, in welcher der ermordete Legat Castelnau begraben lag, und wurde daselbst vom Banne losgesprochen. Als Pfänder künftiger Treue gegen den unheiligen Stuhl mußte er sieben seiner Schlösser, deren Einkünfte nun für den Krieg gegen die Ketzer verwendet werden sollten, ausliefern. Um aber nun nicht wieder aus Mangel an Eifer für die Zwecke des Papstes, dessen väterliche Liebe er so unmißverständlich erfahren hatte, in Ungnade zu fallen, erbot er sich selber ein Kreuzheer gegen die Ketzer zu führen, gegen Leute, denen er im Herzen zugethan war, ja gegen seinen eigenen Neffen, den Grafen von Beziers, der den Muth hatte, für die Verfolgten einzutreten, die sein erbärmlicher Oheim fallen ließ und dann mit verfolgte.

Wirklich zog nun sofort das Kreuzheer in hellen Haufen vor Beziers, das der junge Graf vorzüglich besetzt hatte. Es war, als wenn ganz Frankreich sich herzugemacht hätte, um seine Sünden an den verfolgten Landsleuten abzubüßen. Der Archidiaconus Theodosius von der Notre Dame Kirche zu Paris leitete die Belagerung; nach seinen Angaben waren die Belagerungsmaschinen erbaut, welche den blutleczenden Scharen den Weg durch die Mauern von Beziers zu ihren Schlachtopfern öffnen sollten. Die Führer des Heeres aber waren der Cisterzienserabt Arnold und der Bischof von Beziers, der eine Liste derjenigen Einwohner, die den Tod erleiden sollten, angefertigt hatte. Als man die Bürger der Stadt aufforderte, diese ihre Mitbürger auszuliefern, wiesen sie die Zumuthung ab. So wurde denn die Eroberung der Stadt in Aussicht genommen, und als man den Legaten Arnold fragte, wie man die Ketzer von den Rechtgläubigen bei dem Blutbad, das bevorstehe, unterscheiden solle, gab er zur Antwort: „Schlagt nur todt; der Herr kennet die Seinen!“ Ein Ausfall, den die Belagerten machten, wurde von den Feinden zurückgeschlagen, und mit den heimstiehenden Bürgern drangen die Belagerer in die Stadt. Sofort begann ein entsetzliches Schlachten in Straßen und Häusern; was den Mordschaaren vor die Klinge kam, wurde niedergehauen. „Als dies“, berichtet die alte Chronik, „die Einwohner sahen, zogen sich, so viele es vermochten, Männer und Weiber, in die große Kirche von St. Nazaire zurück, deren Priester die Glocke läuten ließen, bis die Schlächtere vorüber war. Weber das Läuten der Glocken, noch die Priester in ihren priesterlichen Gewändern, noch andere Geistliche konnten verhindern, daß alle dem Schwert zum Opfer fielen; es ist auch nicht ein einziger entronnen. Dies Morden und Schlachten ist der größte Jammer gewesen, den man je gesehen oder gehört hat. Die Stadt wurde der Plünderung übergeben; in jedem Viertel wurde Feuer gelegt, also daß sie ganz wüste und in Trümmer gelegt ward und nichts Lebendiges drinnen verblieb.“ — Ein Zeitgenosse giebt die Zahl der Erschlagenen auf sechzigtausend an; der Oberheerführer selber, der Abt Arnold, meldet seinem Herrn, dem Papst Innocenz, in seinem Briefe, er habe nur zwanzigtausend umbringen können.

Der Schrecken, den diese Bluttthat unter den Verfolgten im ganzen Lande verbreitete, war, wie man wohl denken kann, überwältigend. Tausende flohen an einsame Stätten in dem Gebirge. Große

Schäaren Männer, Weiber und Kinder suchten Schutz und Bergung in der einzigen festen Stadt, die sich noch hielt, Carcassonne, wo der junge Graf von Beziers selber befehligte. Als man diesem auf Fürbitten seines Oheims, des Königs von Aragon, freigestellte, mit zwölf Gefährten frei abzugehen, antwortete er, eher wolle er sich lebendig schinden lassen. Während aber noch die Belagerer vor der Stadt waren, benutzten die Belagerten einen geheimen Gang, der unter der Erde aus der Stadt führte, und ehe die Stadt genommen werden konnte, waren die Meisten in Sicherheit. Der Graf bat mehrmals für sich um freies Geleit, um sich zu verantworten, wurde aber als ein Verräther festgenommen und starb bald darauf, wie man sagte, auf Veranlassen des Grafen Simon von Montfort, dem der Legat das geraubte, blutgetränkte Gebiet überließ. Was von den Einwohnern Carcassones den Siegern in die Hände fiel, wurde den Henslern übergeben; fünfzig Personen wurden gehängt, vierhundert verbrannt.

Dem Simon von Montfort führte sein Weib ein neues Heer von Kreuzschlächtern zu, und man ging nun an die Eroberung der festen Schlösser der adeligen Herren, welche ketzerischen Flüchtlingen Schutz gewährt hatten. Schrecklich war die Belagerung von Schloß Minerve. Hundertundvierzig Personen, Männer und Weiber, stürzten sich schließlich, als sie die Burg verloren sahen, selber in die Flammen: „Zu Lavaur“, schreibt ein begeisterter Augenzeuge dieses Verfolgungskrieges, der Mönch Peter von Vaux-Sernay, „wurde Aimery, Herr von Montreal, samt anderen Rittern, achtzig an der Zahl, aus dem Schloß gezerrt und sofort an Galgen gehängt. Als aber Aimery, der unter ihnen der größte war, aufgehängt wurde, fiel der Galgen, da er nicht fest im Boden stand. Der Graf, welcher sah, daß solches große Verzögerung verursachen würde, befahl, allen übrigen die Hälse abzuschneiden, und da den Pilgern (das waren die Belagerer) dieser Befehl sehr genehm war, schlachteten sie dieselben auf dem Fleck ab. Die Schloßherrin, Aimerys Schwester und ebenfalls eine Ketzerin, befahl der Graf in einen Brunnen zu stürzen, und dieser wurde dann mit Steinen ausgefüllt. Hierauf brachten unsere Pilger die unzähligen Ketzer zusammen, welche das Schloß erfüllt hatten, und verbrannten sie lebendig mit großer Freude.“ Sieben Waldenser, die man im Schloß Maurillac abging, wurden nach demselben Mönchs Bericht ebenfalls „mit unaussprechlicher Freude“ verbrannt. Den Grafen von Montfort, der diesen Verfolgungskrieg vornehmlich betrieb, und dem endlich bei der Belagerung von Toulouse ein schwerer Schleuderstein von der Mauer den Kopf zerschmetterte, nennt derselbe Peter von Vaux-Sernay den glormwürdigsten Märtyrer Christi, der, gleichwie dieser, fünf Wunden erhalten habe und für ihn gestorben sei. —

Das war also eine Art und Weise, wie der Papst Innocenz III. seine Gläubigen sich Vergebung ihrer Sünden verdienen ließ, und das war die Tüchtigkeit, welche die Inquisition, von der wir nächstens weiter hören werden, fortsetzen sollte.

Die Großmagd.

Eine Dienstbotengeschichte.

[1. Fortsetzung.]

Zweites Kapitel.

Was der junge Herr für einer gewesen.

Der Erlaubauer und sein Hofmeister traten am Morgen nach der Hochzeit eine Wanderung durchs Feld an. Es war ein herrlicher Morgen. Goldig lag der Sonnenschein auf der prangenden Flur, ein leiser Windhauch bewegte die Aehrenfelder, hoch oben in der klaren, blauen Luft tirillierten die Lerchen, und aus der Ferne ertönte der Wachtelschlag. Es hatte über Nacht ein wenig geregnet, das gab der Erde jenen eigenen Geruch, den der Landmann so gern riecht und andere Leute auch.

„Wem gehört dieser Weizen?“ fragte der Erlaubauer nach einer Weile.

„Das, was Sie hier sehen“, erklärte der Andres, „ist des Schultheißen größter Plan, an die zweihundert Morgen. Er hat sich anno 47, als wir die Feldmesser hier hatten, sein Feld recht bequem legen lassen. Dafür war er der Schultheiß — und der Herr Feldmesser aß auch gern einmal eine fette Gans. Wir sind dazumal schlecht weggekommen, denn uns hat man am weitesten hinausgelegt. Bis zu unserm entferntesten Schlag ist's schier eine Stunde Wegs.“

Der Fritz antwortete nicht darauf. Er ließ den Blick über die wogenden Felder hinschweifen, welche eine reiche Ernte versprochen, bis man endlich den ersten Plan des Erlaubhofs erreicht hatte.

„Hier ist unsere Grenze!“ sagte der Andres stehen bleibend. „Wo Sie dort oben die einsame Pappel sehen, soweit reicht der Schlag. Es sind hundertundvierzig Morgen, alles Boden erster und zweiter Klasse. Hier haben wir neunzig Morgen Weizen, der wird einmal schaffeln, Herr! Sehen Sie nur die Aehren! Und der Roggen steht eigentlich noch besser. Den Raps haben wir herein, der hätte etwas reichlicher ausfallen können, er war zu sehr ausgewintert.“

Der Fritz bestieg einen kleinen Hügel und schaute über die grüne Fläche hin. „Getreide und lauter Getreide!“ sagte er dann. „Wo habt ihr die Zuckerrüben? Du sagst ja, dieser Schlag stehe in der Bonitur am höchsten!“

„Zuckerrüben?“ fragte der Andres zurück. „Die haben wir noch nicht gebaut!“

Der Fritz machte große Augen. „Was sagst du? Seid ihr denn noch hundert Meilen hinter dem Mond? Ich habe nichts dagegen, das Getreide steht ganz gut, aber was kommt dabei heraus? Man muß mit der Zeit mit fort. Zuckerrüben sind jetzt die Goldgrube für den Landmann!“

Der Andres schüttelte langsam den Kopf: „Herr, es ist nicht alles Gold, was glänzt!“

„Wie meinst du das?“ fragte Busch schnell.

„Ich meine“, fuhr der Andres fort, „man kriegt wohl für die Rüben einen schönen Thaler Geld ausgezahlt, aber was muß man erst alles in den Acker hineinstecken! Der Stallbänger langt dazu nicht, es muß künstlicher herzu, der kostet Geld; und es ist damit auch nur so so; es wächst wohl Zeug es die schwere Menge, aber es ist auch danach; und zuletzt ruiniert man den Acker in Grund und Boden. Ich kann mich überhaupt nicht befreunden

mit der neumodischen Art, wo es immer geht als wie bei einer Hezjagd, wo die Erde immer herhalten und Frucht tragen muß, daß sie ganz außer Atem kommt. Ich meine, wie der Mensch seinen Sonntag haben muß und das liebe Vieh desgleichen, so muß man auch der Erde Zeit zum Ausruhen vergönnen, wenn sie ihre Kraft beisammen behalten soll.“

Der Fritz lachte spöttisch auf. „Nun ja, man merkt, daß du bei dem alten Erlaubauer in der Lehre gestanden bist. Also heutzutage noch das alte Brachsystern! Kannst dich begraben lassen, Andres! Wenn wir zwei beide gute Seide miteinander spinnen wollen, so mußt du erst von Grund aus umlernen. Immer rationell, Andres, das ist die Hauptsache!“

Der Andres schaute schweigend vor sich hin. Die Weisheit des jungen Herrn wollte ihm nicht einleuchten, obwohl derselbe auf der hohen Schule gewesen war und da doch jedenfalls alles aus dem Fundament gelernt hatte. Er beugte sich vor der besseren Erkenntnis des „Studierten“ und sagte schließlich, er wolle sich in alles fügen.

Vielleicht hätte er sich aber nicht so geschwind ergeben, wenn er gewußt hätte, wie weit es der junge Herr auf der Schule eigentlich gebracht hatte. Auf der hohen Schule giebt es zum großen Verdruss der Lehrer eine gute Anzahl sogenannter Bankdrücker, die viel besser in die Volksschule taugten, denn sie halten mit ihrem schwachen Gehirn die andern nur auf, bleiben einmal über das andere sitzen und werden schließlich nur aus Gnaden mit fortgeschoben. Fängt ihnen dann nachgerade der Bart an zu sprießen, dann gehen sie ab, aber gelernt haben sie nichts. Sie haben nur an allem herumgeleckt, wissen von allem nur ein bißchen, und es ist schließlich garnichts mit ihnen anzufangen. Wenn man sie aber reden hört, dann haben sie die Klugheit mit Schöpflöffeln gegessen, denn sie reißen das Maul weit auf und wissen alles besser als die andern Leute.

Fritz Busch gehörte auch zu dieser edlen Junst, obwohl seine Allerweltsklugheit sich mit einer gewissen Gutmütigkeit paarte und dadurch von ihrer Widerlichkeit verlor. Er war eine leichtlebige Natur; leben und leben lassen, das war sein Grundsatz. Mit vollen Segeln war er in den Hasen der Ehe gesteuert, mit hochfliegenden Plänen von rationellem Betrieb der Landwirtschaft war er auf dem Erlaubhof eingezogen, und, von seiner eigenen Klugheit überzeugt, meinte er die Sache an allen vier Zipseln zu haben. Noch sicherer und selbstgewisser machte ihn das Glück, welches er mit der Heirat gemacht hatte. Da schwoll ihm der Kamm noch ein gut Theil mehr; hatte er doch zu seinen Plänen nun auch die Mittel, sie zur Ausführung zu bringen.

Gegen seine Frau war er übrigens die Liebenswürdigkeit selbst, und auch die Schwiegermutter hielt große Stücke auf ihn: der Fritz war so ein lebensfroher Mensch, und die Späße rutschten ihm nur so von der Zunge, man mußte sich manchmal ausschütten vor Lachen. Es war mit ihm ein neues Leben auf den Erlaubhof gekommen, wo es immer so still und einsilbig zugegangen war, und die guten Freunde des Fritz aus dem benachbarten Städtlein Fahrtensteb, welche öfter auf Besuch kamen, waren auch alle solche nette, unterhaltsame Menschen. Zwar wurden sie der alten Erlaubauerin mitunter zu laut und ausgelassen, wenn sie z. B. gleich einmal

sämtliche sechs Ackerhäule, die doch so nöthig im Feld zu thun hatten, aufgepäht aus dem Stall zogen und darauf zum Pläster eine ganze Stunde herumritten; aber die Alte dachte: Es ist junges Volk, und Jugend muß austoben. Ebenso dachte Frau Käthe, die junge Bäuerin. Sie hätte es zwar lieber gesehen, wenn der Besuch sich etwas rarer gemacht hätte, aber ein freundliches Wort des geliebten Mannes scheuchte jedes Wörtchen des Unmuths sofort von dannen.

Und so konnte sich denn Frau Käthe über ihre Flitterwochen nicht beklagen, und auf jede Anfrage, wie es ihr im Ehestand ergehe, gab sie glücklich lächelnd die stehende Antwort: „Ich habe, Gott sei Dank, ein gutes Los gezogen!“

Drittes Kapitel.

Wie es beim Erntefranz hergegangen.

Es war ein schöner, warmer Morgen gegen Ende des August. Still lag der Erlaubhof. Das sämtliche Drescher- und Dienstbotenpersonal war mit dem Erntewagen ins Feld hinaus, um mit den letzten Hasergarben den Erntefranz hereinzubringen.

Der Erlaubauer lag mit der kurzen Pfeife im Mund aus dem Fenster und überschaute mit Behagen den Hof. „Nun kann ich mich doch sehen lassen!“ sagte er halblaut vor sich hin. „Was werden meine Freunde für Augen machen, wenn sie kommen!“

Man kannte in der That den Hof kaum wieder. Die ganze Woche hindurch hatte es auf demselben rührig geschafft, man hatte sogar die Nächte dazu genommen, um bis zum Erntefranz fertig zu sein. Der alte hölzerne Kuhring um die Düngerstätte her war gefallen und hatte einem neuen Platz gemacht; aber nicht aus Holz war der gezimmert, sondern aus Sandsteinsäulen hergestellt, welche mit gußeisernen Stangen verbunden waren. Und das alte Pflaster war auch aufgerissen und durch ein neues von glatten, breiten Steinen ersetzt worden, auf denen die Wagen nur so hinrollten.

Der Fritz freute sich wie ein Kind über diese erste sichtbare That seines Regiments. Die Geschichte hatte zwar ein schweres Geid gekostet, aber was that das? Die Ernte war ja reichlich ausgefallen, da konnte man sich solchen Luxus schon vergönnen.

Er trat vom Fenster zurück, zog sich den Rock an und wollte nach dem Kuhstall. Aus der Küche quoll ihm ein süßer Duft entgegen, dem ging er nach und blieb in der offenen Thür stehen.

Vor einem ungeheuren Kessel stand eine Magd und rührte den Hirsebrei, mit welchem die Leute heute regaliert werden sollten. An einem andern Feuer hantierte die Großmagd mit hochrothem Gesicht.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Herr!“ rief sie dem Erlaubauer zu. „Fassen Sie doch einmal mit an, ich kriege den Braten nicht allein aus der Pfanne!“

Fritz trat bereitwillig herzu, und die vereinten Kräfte hoben die Last vom Feuer ab.

„Ist das Schweinebraten?“ fragte er.

„Versteht sich!“ versetzte die Eva rasch. „Schweinebraten und Hirsebrei, so ist es die allgemeine Sitte beim Erntefranz.“

„Das weiß ich wohl“, sagte der Erlaubauer; „aber das ist auch eine von den altwäterischen Sitten,

die längst verdient hätte, einer zeitgemäßerem zu weichen. Hast du nicht noch was anderes? Der Schweiß, den die Leute in der Ernte gelassen haben, ist wohl etwas mehr werth, als Schweinebraten und Hirsebrei. Hätte ich früher daran gedacht, ich hätte noch ein Kind schlachten lassen oder ein paar Hammel. Es ist übrigens noch früh am Tage — könntest geschwind den Milchjungen nach der Stadt schicken und noch eine Kindskeule holen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeitsünden.

A. Gegen das erste Gebot:

III.

„Wir sollen Gott über alle Dinge...
vertrauen.“

Wie die Furcht und Liebe Gottes, so ist auch das rechte Gottvertrauen rar bei dem Geschlecht unserer Tage, und was noch davon vorhanden ist, wird auf mannigfache Weise untergraben und abgetödtet. Zwar den Mann, der sich auf Menschen verläßt und Fleisch für seinen Arm hält, hat schon der Psalmist gekannt, und die Brüder jenes Mannes hießen damals und ihre Nachkommen hießen seither zu allen Zeiten Legion, denn ihrer waren viele. Da haben sich die Einen verlassen auf Fürsten und Gewaltige, die Andern auf ihr und anderer Leute Geld und Gut, noch andere auf Eltern oder Kinder, wieder andere auf Heiligengebeine und Amulette und Zaubersprüche und dergleichen mehr. Die Art der Abgötterei aber, welche in unsere Zeit besonders im Schwange geht, hat ihr Gesetz und Evangelium in dem gottlosen Spruch: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“ Das „Selbstvertrauen“ wird als eine Tugend, als die Staffel zu den größten Erfolgen, als das Ziel einer vernünftigen Jugenderziehung, als ein Haupterforderniß eines strebsamen und brauchbaren Mannes empfohlen und gepriesen. „Selbstgemachte Leute“ werden dem heranwachsenden Geschlecht als Muster und Vorbilder, denen sie nachstreben sollen, vor die Augen gemalt. „Selbsthilfe“ ist der Titel eines vielgelesenen und vielempfohlenen Buchs für das junge Volk unseres Landes, das mit dem Satz beginnt: „Der Himmel hilft denen, die sich selbst helfen“, und dessen erstes Kapitel mit den Worten schließt: „Mögen die Weisen und Guten noch so viel anderen verdanken, ihre besten Helfer müssen der Natur der Dinge nach sie selber sein.“ Ein anderes ebenfalls viel gelesenes Buch, das den Titel führt: „Wie man in der Welt fortkommt“, enthält ebenfalls ein langes Kapitel unter der Ueberschrift: „Selbstvertrauen“, das so anhebt: „Unter allen Dingen, die zum Erfolg gehören, ist keins wichtiger als das Selbstvertrauen, eine Entschlossenheit, sein eigener Helfer zu sein... Hilf dir selbst, so hilft dir der Himmel.“ sollte der Wahlspruch eines Jeden sein, der sich in der Welt nützlich machen und sich seinen Weg zu Reichthum und Ehre bahnen will.“ Schullehrer und Schullehrerinnen bläuen ihren Schülkern als erstes und höchstes Gebot ein: „Habe Selbstvertrauen.“ Die ganze leibliche und geistige Auferziehung läuft hinaus auf eine Zucht und Ermahnung zum Selbstvertrauen. Die Pflege der Gesundheit, die Uebung und Ausbildung der Geisteskräfte, die Aneignung der mancherlei Kenntnisse und Fertigkeiten werden im Grunde als Maßregeln, Mittel und Wege angesehen, den Götzen „Selbst“ des Vertrauens, das man auf ihn setzen sollte, würdiger zu machen. Vorgebliche Volksbeglückter predigen mit vollen Backen: „Arbeiter, helft

euch selbst, so ist euch geholfen, anders nicht!“ Weiberrechtlerinnen rufen ihren Geschlechts- und Gesinnungsgegnern zu: „Wenn ihr mehr Selbstvertrauen hättet, so stünde es besser um euer Loos!“ Ja selbst auf den Kanzeln und auf theologischen Lehrstühlen und in kirchlichen Zeitschriften und theologischen Büchern nimmt die abgöttische Lehre mehr und mehr überhand, daß der Mensch durch sein eigenes Thun und Lassen, durch seine Selbstentscheidung für Gott und das Gute, durch sein Verhalten, also kurz durch sich selbst dahin komme, daß es mit ihm zu Heil und Seligkeit gerathe.

So ist denn das Selbstvertrauen und wird immer mehr zu einer herrschenden Sünde unserer Zeit. Und die Sünde, auch diese Sünde, ist der Leute Verderben, sagt Gottes Wort, und die Erfahrung auch unserer Tage bestätigt es. Eine unsäglich dünnhäutige Jugend, ein Volk von Rangen, die, sobald Vater und Mutter nicht nach allem ihrem Gefallen leben, ihnen den Abschied geben und sich auf eigene Füße stellen, eine Mädchenschaft, die nicht mehr altmodisch dienen, sondern selbständig auftreten und unabhängig ihren Weg suchen will, ein Frauenvolk, das selbstherrlich sein Glück bauen will und heilige Pflichten als ein lästiges Joch abschüttelt, Arbeiter und Arbeitgeber, die nicht den Spruch mehr kennen: „An Gottes Segen ist alles gelegen“, und sich selbst helfen nach Kräften und Vermögen, ohne zu bedenken, daß sie einem Herrn im Himmel Verantwortung schuldig sind und einst Rechnung thun müssen von ihrem Haushalten, die nur sich selber und ihrer eigenen Arbeit oder Klugheit, Geschicklichkeit, Umsicht und Erfahrung alles zu verdanken meinen — das sind so einige Früchte dieses Götzendienstes, des abgöttischen Vertrauens auf sich selbst, dessen die Welt jetzt voll ist.

Zugleich aber müssen diese Götzdiener auch erfahren, daß es ein erbärmlicher, elender Gott ist, auf den sie ihr Vertrauen setzen. Daß Tausende, die in jungen Jahren in eitlen Selbstvertrauen sich ihren Weg bahnen zu können meinten, als Landstreicher umherirren, bis sie an Zäunen sterben und verderben oder in Zuchtmauern angekommen sind; daß unglückliche Ehen oder gar Lasterhöhlen der Hufen sind, in dem so manches Mädchen, das sein eigenes Glück am besten bauen zu können meinte, einläuft; daß so mancher, der meinte, der Spruch: „Jeder ist seines Glückes Schmied“, sei die höchste Staffel der Weisheit, sich nur die Nägel zum rohen Sarg eines Armenhäuslers oder gar eines Selbstmörders schmiedet — das sind so einige Belege dafür, daß auch die Sünde des abgöttischen Selbstvertrauens der Leute Verderben ist. Am schrecklichsten aber wird das einst offenbar werden, wenn der starke und eifrige Gott an jenem Tage auch diesen Götzdienern, wo sie nicht in der Zeit Buße gethan haben, ihre Sünde vorrücken und durch ihre Ueberantwortung zu ewiger Schmach und Pein sie erkennen lehren wird, daß er seine Ehre keinem Andern geben will, noch seinen Ruhm den Götzen, daß verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und Fleisch für seinen Arm hält und mit seinem Herzen vom Herrn weicht.

G.

[Eingefandt von P. A. F. S.]

Der Helfer in aller Noth.

In der lieblichen Geschichte vom Schulobersten Jairus und dem blutflüssigen Weibe Marc. 5, 21. ff. werden wir an das große Elend des gefallenen Menschengeschlechts erinnert, wir sehen aber auch, daß uns

in Christo ein allmächtiger und gütiger Helfer erschienen ist und wie wir seiner Hilfe theilhaftig werden.

Als die Menschen noch im Besitze des anerzählten göttlichen Ebenbildes waren, wohnten sie im herrlichen Paradiese. Sie waren dort frei von allen Uebeln. Keine Noth, keine Krankheit, auch nicht der Tod trübte ihr Glück. Diesen Zustand hätten sie auch auf alle ihre Nachkommen bringen können. Allein sie ließen sich vom Teufel verführen, Gottes Gebot zu übertreten, und stürzten dadurch sich selbst und alle ihre Nachkommen in grenzenloses leibliches und geistliches Elend. Es offenbart sich dasselbe auf der hiedene Art.

In der angeführten Geschichte erzählt der Evangelist: „Da Jesus wieder herüberfuhr im Schiff, versammelte sich viel Volks zu ihm, und war an dem Meer. Und da war ein Weib, das hatte den Blutgang zwölf Jahre lang gehabt.“ Zwölf Jahre lang entbehrte dieses Weib eins der herrlichsten Güter dieses Lebens, der Gesundheit. Da hat sie reichlich erfahren, daß die Welt ein Jammerthal sei. Krankheit des Leibes ist aber eine Frucht des leidigen Sündenfalles. Gäbe es keine Sünde in der Welt, so würde auch niemand über Krankheit zu klagen haben.

Aber wie, gab es zu ihrer Zeit keine Aerzte, deren Hilfe sie hätte in Anspruch nehmen können? Der Evangelist antwortet: „Sie hatte viel erlitten von vielen Aerzten, und half ihr nichts, sondern viel mehr ward es ärger mit ihr.“ Gott hat ja allerdings gewisse Heilkräfte gegen die menschlichen Gebrechen in die Natur gelegt. Es hat auch immer Leute gegeben, welche diese Heilkräfte studiert und angewendet haben. Wenn ein Arzt fleißig studiert, gewissenhaft das Krankheitsbild zu erkennen sucht und das geeignete Mittel trifft, kann er mit Gottes Hilfe etwas leisten. Tausende von Kranken bezeugen es, daß ihnen durch die Aerzte Hilfe in ihrem Leiden geworden sei. Allein das allgemeine menschliche Elend zeigt sich auch darin, daß es weder ein unsehlbares Heilmittel, noch auch unsehlbare Aerzte giebt. Bei dem Einen schlägt die Arznei an, bei dem Andern hilft sie nicht. Bei dem Einen trifft der Arzt das geeignete Mittel, bei dem Andern will es ihm nicht gelingen. Was ist doch das für ein Jammer, wenn in einer Familie eine geliebte Person krank wird, und der herbeigerufene Arzt auch sein Bestes versucht, dem Kranken zu helfen, und wenn es dann doch schließlich heißen muß: Es half ihm nichts, sondern vielmehr ward es ärger mit ihm. Auch das ist eine Frucht der Sünde.

Das blutflüssige Weib hatte aber auch „alles ihr Gut darob verzehrt.“ Bei ihrer kränklichen Leibesbeschaffenheit hat sie gewiß wenig arbeiten können, die vielen Aerzte und Arzneien haben auch große Unkosten verursacht. So stellte sich zur Krankheit auch noch die Armuth ein. Armuth wehe thut. Sie wird dieses Uebel um so schmerzhafter empfunden haben, da sie, wie es scheint, vor ihrer Krankheit in besseren Verhältnissen gelebt hat; denn sie konnte viele Aerzte zu Rathe ziehen. Auch die Armuth, der Mangel am Nothwendigen, ist ein Stück des durch die Sünde in die Welt genommenen Elends. Im Paradiese hätten wir nichts davon gemußt.

In einer noch viel schrecklicheren Gestalt tritt uns dasselbe entgegen im muthwillig selbstverschuldeten Unglück. Wie mancher Hausvater, der seiner Familie ein Ernährer und Beschützer sein sollte, erweist sich als ein Tyrann, Wüßling, Trunkenbold oder überhaupt als ein Lasterknecht, und zieht die Seinen, so viel an ihm ist, immer tiefer in geistliches und leibliches Elend

hinab. „So aber jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget; der hat den Glauben verleugnet und ist ärger, denn ein Heide (1. Tim. 5, 8.)“ Wie manches Weib untergräbt durch ihr zänkisches, gottloses Wesen das Glück der Familie, oder führt durch Verschwendung und Puzsucht den Ruin des Hauses herbei. Wie vielfach hört man Klagen über ungerathene Kinder, die den Eltern eitel Kummer bereiten durch ihr lasterhaftes Leben, und die grauen Haare derselben, so viel an ihnen ist, mit Herzeleid in die Grube bringen. Dieser bringt die ihm verliehenen Gaben und Güter um mit Prassen. Jener verbittert sich selbst und andern das Leben mit Haß und Feindschaft. Wahrlich, die Sünde ist der Leute Verderben.

Der Evangelist berichtet uns auch von einem gewissen Jairus, einem Schulobersten, der ein Töchterlein von zwölf Jahren hatte. Dieses wird krank; die Kräfte desselben schwinden bald dahin und in kurzer Zeit war es eine Leiche. „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber als Gericht (Ebr. 9, 27.)“ Was ist das für ein Jammer, wenn dieser Fürst der Schrecken ein Haus heimsucht. Unerbittlich rafft er sein Opfer dahin. Da hilft kein Jammern und Wehklagen. Niemand ist vor ihm sicher. Für den Tod kein Kraut gewachsen ist; alles was Mensch heißt, sterblich ist. Und der Tod — ist der Sünden Sold (Röm. 6, 23.) Gabe es keine Sünde in der Welt, so gäbe es auch keinen Tod. „Derhalben, wie durch Sinen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt, und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben (Röm. 5, 12.)“ Damit wollen wir das Kapitel vom menschlichen Elend schließen, obwohl noch Vieles zu sagen wäre von dem Jammer, der auf das Sündenleben in jener Welt erfolgt.

Gegen alle diese Noth ist uns in dem Mensch gewordenen Sohne Gottes ein allmächtiger und gütiger Helfer erschienen, wie dies die angezogene Geschichte klar ausweist. Was wir an ihm haben, zeigen uns zunächst die Worte, welche er von dem gestorbenen Töchterlein des Jairus sprach: „Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft.“ Wie, war denn das Kind nicht wirklich gestorben? Im Sinne der Menschen, ja. Als der Vater dasselbe verließ, lag es bereits in den letzten Zügen, also im Todeskampfe. Als er mit Christo zurückkam, hatte man bereits Vorbereitungen zum Begräbniß getroffen; die Klageweiber hatten schon die Todtenklage angestimmt. Das Gesinde erklärt dem Jairus: „Deine Tochter ist gestorben.“ Als Christus bemerkte, das Kind schlafte nur, verachten ihn die Anwesenden. Sie wollten also sagen: Kannst du denn nicht einen Todten von einem Schlafenden unterscheiden? Gewiß, das Kind war todt, so sehr todt, daß es keine Macht der Erde hätte aufwecken können. Und doch hat der Herr die Wahrheit gesprochen. Vor Menschen war das Mägdlein todt; aber vor ihm schlief es nur. Viel leichter als wir einen Schlafenden durch Rütteln und Rufen aufwecken können, konnte Jesus das Kind ins Leben zurück rufen. „Er griff das Kind bei der Hand und sprach zu ihr: Talitha kumi; das ist verdolmetschet: Mägdlein, ich sage dir, stehe auf! Und alsobald stand das Mägdlein auf und wandelte.“ Damit hat er in der That bewiesen, daß es vor ihm nur schlafte.

Ferner, das blutflüssige Weib war vor Menschen unheilbar an. Zwölf Jahre lang hatten die Aerzte

ihre Kunst vergeblich bei ihr versucht. Vor ihm war sie sehr leicht zu heilen. Das Weib durfte nur seines Kleides Saum anrühren mit dem gläubigen Verlangen, daß er ihr helfe, und siehe, es ging eine Kraft von ihm aus, und sie fühlte es am Leibe, daß sie von ihrer Plage war gesund geworden. Konnte er den Tod und eine unheilbare Krankheit so leicht bewältigen, wie viel mehr wird er das menschliche Elend, wo es in einer milderen Form sich zeigt, beseitigen können! Ja er hat nicht bloß einzelne Erscheinungsformen dieses Elends in seiner Gewalt, sondern er kann uns auch helfen vom Grundübel, der Sünde. Ja dazu ist er recht eigentlich in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen.

(Schluß folgt.)

Ein gut Hausmittel wider die leidigen Nahrungsjorgen.

Mit Gebete einzunehmen!

Das walte Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist! Amen.

Die Sorge um das tägliche Brod ist eine schwere Anfechtung. Wer ist von uns Alten und Erwachsenden, der sagen könnte, er wäre niemals damit angefochten worden? Wer auf sich Acht giebt, wie die Christen es thun sollen, der wird unter den vielerlei sündlichen Gedanken, welche unsere Herzen wie Würmer das Erdreich durchstreichen, so oft die Sorge um die zeitliche Nahrung erblicken, daß es gut wäre, wenn uns sündlich zugerufen würde: Sorget nicht. Unser lieber Gott hat dafür gesorgt, daß solcher Zuruf all unsere Sinne erfülle. Was zwischern die Sperlinge vor unsern Fenstern, die Schwalben auf dem Giebel? Was singen die Vögelin allzumal als immer und immer wieder: Sorget nichts? Du mußt auch mit den Augen hören lernen. Sieh doch an die Blätter auf den Bäumen, die Blumen auf den Feldern, das liebe Gras auf den Bergen und in Gründen. Es wächst daher in Gottes Namen, thut das Seine und sorget nichts. Hörst du nicht, wie es dir zuflüstert: Sorge nichts? Gott füllt dir mit so viel tausend grünen Feldern und Wäldern deine Augen, daß dein Herz soll von Sorgen los werden. Gott erfüllt dir alle Sinne, auf daß du dich aller Sorgen entledigen möchtest, und dem vertrauen, der das Sorgen für sich behalten hat. „Ja, sprichst du, wenn kein Mangel da wäre, so wollte ich das Sorgen lassen. Freude habe ich ohnedies nicht davon. Wenn Risten und Kasten allezeit voll wären, so wolt' ich allezeit leer von Sorgen sein.“ Meineist du? Ich glaube es nicht. Das meiste Sorgen findet sich gemeiniglich bei den reichsten Leuten. Wer viel hat, will mehr haben. In vollen Kleiderschränken finden sich die Motten. Nach vollem Geldkasten, und nicht nach leerem, graben die Diebe. In vollen Speisekammern verdirbt auch viel. Geld und Gut ist ein Gott, der seine Diener noch allezeit betrogen hat. Der Teufel hat in unsern Häusern einen Stuhl, wo er sitzt, und lange und vertrauliche Gespräche mit uns hält, das ist der Sorgenstuhl. Da pflegt er mit dem spitzen Eisen seiner Zunge in unserem Herzen, daß die Furchen auf dem Angesichte sichtbar werden. Auf gefurchten Angesichtern sind die meisten Furchen von der Sorge um die zeitliche Nahrung gezogen. Die Sorge für die Seele macht fröhliche, glatte Gesichter.

Die Sorge für den Leib entkräftet den Leib, macht ihn weck und matt. Reichtum vertreibt die Sorgen nicht, Mangel bringt die Sorgen nicht. Wärst du die Sorgen gern los? Merke dir, die Sorge um das tägliche Brod ist unnützlich, denn sie schafft es nicht; sie ist schädlich, denn sie ruiniert Leib und Seele; sie ist sündlich, denn Gott hat sie verboten. Wer wollte die Sorgen nicht gern los sein! Nun wohl, in Gottes Namen, Gott zeigt uns in seinem Wort einen gewissen Weg, wie wir die Sorge um die zeitliche Nahrung los werden können. Wohl dem, der diesen Weg kennt und geht. Einen Andern giebt es nicht. Die Welt schlägt die Sorgen in den Wind. Der Wind bringt sie ihr wieder. Man sucht sie zu vertanzen, zu verspielen, zu vertrinken, und ertanzt, erspielt, ertrinkt sie sich. Man will die Sorgen mit Sünden vertreiben, mit Geiz, mit Wucher, mit Lug und Trug. Aber ein Teufel treibt den Andern nicht aus, sondern es ziehen statt eines ihrer zwei ein. Und kauft jemand einen Strick und hängt sich daran, so wird auch der Leib der Last der Sorge nicht los, sondern die Sorge sitzt in der Seele, bleibt darin sitzen und plaget auch den Leib ewiglich bei Allen, die sich aus Verzweiflung selbst ums Leben bringen. Der Weg, den Gott in seinem Worte uns gehen heißt, der allein ist, auf dem uns die Sorgen nicht begegnen oder nicht plagen können. Wer ihn noch nicht weiß, der lerne ihn. Wer ihn weiß, der gehe ihn. Wer ihn zu gehen angetreten hat, der sehe sein Wanderbüchlein nach, ob er sich nicht auf einen der vielen tausend Seitenwege verirret hat. Wer sich noch darauf befindet, der bleibe darauf.

I.

Halte Dich an Christum!

Sieben Tage hat die Woche. Sieben Stücke mußt du dir merken und üben, liebe Seele, wenn du die Sorgen für die zeitliche Nahrung gern los sein willst. Es ist das eine gute Sieben. Die Woche fängt mit dem Sonntage an. Der Sonntag ist des Herrn Jesu Auferstehungstag, da soll deine Seele auferstehen aus der Last der Arbeit zu der Lust der Ruhe in Gottes Wort. Willst du die Sorge um die zeitliche Nahrung los sein, so laß es in deinem Leben zuerst Sonntag sein. Halt dich zuerst zum Herrn Jesu. Ohne Jesum vermagst du nichts. Meine Seele, willst du ruhen, und dir immer gütlich thun, suche Jesum und sonst nichts, meine Seele, so geschieht's. Hast du Jesum, so hast du Gott. Hast du Gott, so hast nicht Noth. Gott hat eine Hand voll aller Gaben, da See und Land sich muß von laben. Gott ist besser, als ein Gold- und Silberbergwerk. Gott ist der rechte Müller und Bäcker. Gott ist der rechte Schneider und Schuster, der rechte Schenk und Zimmermann. Sieh doch, welch sauberes Kleid hat er den Lilien angezogen? Daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins. Wie trefflich sitzen der Sperlinge Röcke, alle von demselben Schnitt und Zeug, ganz nach Sperlings-Mode! Wie wunderbar bäckt Gott mit seinen Händen, als er die Fünfstausend mit fünf Broten und die Viertausend mit sieben Broden besättigte! (Ev. Joh. 6. Mark 8.) Wenn der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Willst du ein Haus haben, so muß es der Herr bauen. Willst du ein Kleid haben, so muß es der Herr machen. Willst du essen und trinken, so muß der Herr Koch und Kellner sein. Wo hat er aber seine Werkstatt, seine Wohnung? In Jesu

wohnet die ganze Fülle der Gottheit lebhaftig (Col. 2, 9) Der Tempel Gottes, der seid Ihr (1. Cor. 3, 16. 17.) Ihr? Wer sind die Ihr? Alle, die das lesen? O nein. Die sind, zu denen es St. Paulus gesagt hat. Das waren die Christen zu Corinth. Also die Christen. Suchst du Gottes Wohnung auf Erden, wo er Wirth und Hausvater ist, so mußt du die Christen suchen. „Wie kann ich aber jemanden ins Herz sehen, ob er ein Christ ist oder nicht? sprichst du. So suche du die Gemeinschaft der Leute, die sich um Jesum versammelt haben. Das sind die, deren Gemeinschaft zum Grund und Band hat die lautere Predigt des Wortes Gottes und die rechte Verwaltung der heiligen Sacramente. Da mußt du gewiß auch Christen, wahre Kinder Gottes finden. Sind nicht viel, so hilf du sie mehren. Sind sie verachtet, so hilf du sie ehren. Sind sie in der Wüste, so fürchte dich nicht. Denn eben da hat Jesus die Wunder zur leiblichen Ernährung seines Volkes gethan. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, spricht der Herr, so wird euch, was zum zeitlichen Leben nöthig ist, Alles zufallen. Die erste Sorge der Tausende, die Jesus in der Wüste speiste, war die Sorge für ihre Seelen. Sie wollten Gottes Wort hören. Sie gingen zum Gottesdienst. Und ehe der Herr sie leiblich sättigte, hielt er ihnen erst eine lange Predigt (Mark. 6, 34). So lange die Leute da zuhörten, dachten sie nicht ans Essen. Es ging ihnen, wie es dir geht, wenn du in der Kirche andächtig bist; die Nahrungssorgen sind da vergessen. Am Grenzstein wohnen die Nahrungssorgen; den Taufstein fliehen sie; am Es- und Trinktisch sitzen sie mit, den Abendmahlstisch meiden sie; auf Bett und Stuhl machen sie sich breit, den Predigtstuhl hassen sie. Unsere Vorfahren sagten: Kirchengehen säumet nicht. Jetzt muß man diesen guten Spruch recht erklären. Es heißt: Wer in die Kirche geht, versäumet nichts damit. Aber merke, daß die Kirche nicht vier Wände, auch nicht ein Kecherhaufen ist. Um in die Kirche zu kommen, muß mancher einen weiten Weg machen, gleichsam wie Mark. 8, 3. auch steht, daß etliche waren von ferne gekommen. Wer sich dazumal bei der Speisung der Viertausend den weiten Weg hätte lassen verdrießen, der erhielt auch nachher nichts zu genießen. Die in der Wüste bei Jesu waren, hatten keine Nahrungsmittel, sahen auch keine, hofften auch nicht, daß Jesus sie leiblich speisen würde. Aber sie waren bei Jesu, bei dem Urquell aller Güter, bei dem barmherzigsten Herzen. Einmal essen macht nicht für immer satt. Du hast allemal deinen Segen, wenn du andächtig zu Jesu kommst. Willst du aber die Nahrungssorgen auf immer los werden, so siehe zu, daß du Jesu Haus- und Tisch-Genoß werdest. Da ist kein Mangel. Bist du ein Glied der Kirche, so bist du in Gottes Haus, gehörst zu Gottes Kindern, und wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten. Erst als Glied des Reiches Gottes kannst du dir die Verheißungen des Reiches aneignen. Eine Verheißung für die Reichsgenossen ist aber die: Ihr solltet keinen Mangel haben an irgend einem Gute. Bist du aber ein Glied der Kirche Gottes, so mache es auch, wie Luther sagt: Siehe nicht darauf, daß die Winkel des Hauses so leer sind, sondern siehe darauf, daß Gott darinnen ist. So wirst du die Nahrungssorgen los. Fehlt's an diesem ersten Stück, so helfen die andern sechs alle nichts.

„Willst du was thun das Gott gefällt,
Und dir zum Heil gebeheth,

So wirf dein Sorgen auf den Held,
Den Erd und Himmel scheuet,
Und gib dein Leben, Thun und Stand
Nur fröhlich hin in Gottes Hand,
So wird er deinen Sachen
Ein fröhlich Ende machen.

(Fortsetzung folgt.)

Heiden und Heidenchristen.

Tahiti.

I.

Eine der vielen Inselgruppen, die im großen Ocean zerstreut liegen, führt den Namen Gesellschafts-Inseln, und die größte unter den Gesellschafts-Inseln heißt Tahiti.

Ein schönes Land muß es sein, dieß Tahiti. Der Himmel über ihm ist fast immer blau und rein, und die Luft ist so warm, daß man kaum einer Strohhütte zur Wohnung bedarf, und doch ist es auch wieder nicht zu heiß, da die Insel rings vom Meer umgeben ist, und frische Seewinde angenehme Kühlung gewähren. Der Boden wird als sehr fruchtbar gerühmt, die schönsten Fruchtbäume wachsen dort wild, besonders der nützliche Brodfruchtbaum. Das Meer liefert Fische in Menge, Schweine und Hühner laufen haufenweise wild im Lande umher. Die Wälder sind voll der lieblichsten Singvögel, Berge und Thäler sind mit den herrlichsten Blumen geschmückt, nirgends ist ein reizendes, nirgends ein giftiges Thier zu finden. Die Missionare, die dort gewesen, schildern die Insel als ein kleines Paradies, das Jahr aus Jahr ein Frühling und Sommer hat, denn von einem Herbst oder Winter weiß man dort Nichts.

So sieht das Land aus, und wie ist es nun mit den Leuten die dort leben? Die Tahitier sind große und starke Leute, von brauner Farbe, mit dunkeln Augen und glänzend schwarzen Haaren. Zuerst erschienen sie harmlos und gutmüthig, aber bald zeigte es sich, was für ein Volk sie waren. Es waren Heiden, die ihre Götter sich so dachten, wie sie selber waren. Im Ganzen diente das Volk etwa hundert Götzen, von denen man glaubte, ihr Geist wohne in feineren oder hölzernen Bildern. Da war z. B. ein Gott, der hieß Hiro — das war der Beschützer der Diebe. Wollte nun ein Tahitier etwas stehlen, so gelobte er dem Hiro einen Theil, und gelang der Diebstahl, so brachte er ein Stück ihm zum Opfer dar und sagte: „Hier ist ein Theil des Gestohlenen, du aber verrathe mich nicht!“ Der Lieblingsgott der Tahitier aber war der Kriegsgott Oro, ein mannshoher Klotz von Holz, dem zu Ehren selbst Menschenopfer gebracht wurden, so oft etwas Wichtiges vorgenommen werden sollte. War diesem Oro ein Mensch geschlachtet worden, so glaubte man seine Günst gewiß zu finden, und so waren solche grauenhafte Menschenopfer gar nichts Seltenes auf Tahiti. Das sind zwei Beispiele von Göttern auf dieser Insel: Hiro der Diebstahlgott, dem zu Ehren gestohlen wird, und Oro, der Kriegsgott, dem zu Ehren Menschen gemordet wurden, und solcher und noch viel schrecklicherer Greuel gab es gar viele, die als Götter verehrt wurden.

Ist es da ein Wunder, wenn die Leute in diesem schönen Lande ein rechtes Sünden- und Lastervolk waren? Nur einige Beispiele. Wurden alte Eltern krank, und die Krankheit zog sich in die Länge, so baute man ihnen eine kleine Hütte, legte sie hinein und überließ sie dem qualvollsten Hungertode. Zuweilen pfleg-

ten sogar die Verwandten und Freunde ihre Speere nach den Kranken zu werfen und mettelerten, wer sie zuerst durchbohren würde. Ja es kamen Fälle vor, wo solche Unglückliche lebendig begraben wurden. Und wie grausam wurden erst die Feinde und Kriegsgefangenen behandelt; es war, wie St. Paulus sagt: ihre Füße sind eilend Blut zu vergießen. So herrschte denn auf Tahiti auch der schreckliche Kindermord. Es gab daselbst eine Bande von Seiltänzern zur Belustigung des Volkes, auf Tahiti hoch in Ehren gehalten, und ungestraft durften sie alle Schändlichkeiten begehen. Alle Glieder dieser Gesellschaft waren verpflichtet, alle Kinder, die ihnen geboren wurden, alsbald ums Leben zu bringen. Dies ahmten nun fast alle Tahitier nach, so daß sie wenigstens einige Kinder überall umbrachten; es fand sich fast keine Frau auf der Insel, die solchen Kindermordes sich nicht schuldig gemacht hätte. Einst waren bei einem Missionar drei belehrte Tahitierinnen, und auf des Missionars Frage bekannten sie mit Thränen, daß die eine 5, die andere 7 und die dritte 9 Kinder ermordet hatte. Wie aber überall, so war auch auf Tahiti mit solcher Mordlust bei Alt und Jung viehische Wollust verbunden, und Niemand schämte sich derselben mehr.

Das Alles nehmst nun zusammen, bedenkt alle diese Sündengreuel, was für einen jammervollen Anblick gewährt dieß Heidenvolk! wie schrecklich ging es dort in Erfüllung: Die Sünde ist der Leute Verderben! wie arbeitete das ganze Volk selber an seinem Verderben und Untergang! Selbst mit Zahlen läßt sich das nachweisen. Binnen 30 Jahren war die Bevölkerung der Insel von 200,000 auf 16,000 herabgesunken: so hatten Krieg, Kindermord, Menschenopfer, Schande und Laster das arme Volk zu Grunde gerichtet!

Aber wie ist denn nun diesem armen Heidenvolk auf Tahiti endlich Hilfe gekommen?

Es war im Jahr 1795, da trat in London, der Hauptstadt Englands, eine große Versammlung protestantischer Christen zusammen, um von den armen Heiden zu reden, zu hören, zu berathen. Man beschloß, einen Missionsverein zu gründen, der auch wirklich unter dem Namen der Londoner Missionsgesellschaft zu Stande kam, und angeregt durch Erzählungen von Reisenden wurde zugleich beschlossen, vor Allem dem Tahitiervolke Hilfe zu schicken. Ein Schiff wurde gekauft, ein frommer Capitän Namens Wilson erbot sich zur Ueberfahrt. Vier Prediger und eine Anzahl Handwerker, zum Theil mit Weib und Kind, erklärten sich bereit, um des Evangeliums willen zu diesen Heiden zu ziehen. Von allen Seiten kamen milde Beisteuern und Geschenke an nützlichen Dingen zur Ausrüstung und Ausjendung der Missionare. Ein armer Tagelöhner schickte 6 Spaten, 9 Hämmer und 4000 Nägel und schrieb dazu folgenden Brief: „Eben lese ich, was die Missionare nöthig haben, die unter die Heiden gehen wollen mit der fröhlichsten Botschaft, die je verkündigt worden. Gelobt sei Gott, daß unsere Ohren sie gehört haben! Ich bin ein armer Mann und muß erst gerecht sein, ehe ich freigebig sein kann. Bei einem Ueberschlag dessen, was ich schuldig bin und was ich habe, finde ich, daß mir übrig bleibt, was ich nach meinem besten Wissen zu beifolgenden Sachen verwenden habe.“ Und wie dieser Tagelöhner, so gaben unzählige Andere von Nah und Fern — aber zumeist immer die Armeren und Geringeren. Im Juli 1796 wurden die Missionare in einer Versammlung von mehr als 8000 Menschen zu ihrem Amte eingeweiht. Am 10. August 1796

segelten sie von London ab. Vom Mastbaum des Schiffes wehte eine purpurrothe Fahne, in welche drei silberne Tauben mit einem grünen Delzweige im Schnabel gestickt waren, um von ferne zu verkündigen, daß Friedensboten auf dem Schiff wären. Und nun hatten sie eine Fahrt von 7 Monaten vor sich, so weit war der Weg von London bis Tahiti. Im März des folgenden Jahres 1797 erst landeten sie nach unsäglichen Mühsalen, die sie auf der langen Seereise ausgestanden, an der Insel Tahiti. Das arme Heidenvolf wußte freilich nicht, was ihm nahe—es war der Herr Jesus, der im Evangelio seiner Boten vor der Thüre stand und Tahiti's Land und Volk sich aufthun wollte. Er selber, der Herr, stand auf diesem Missionschiff und klopfte an: es war eine Gnadenzeit, die damit anbrach; dem armen Volke sollte Heil und Rettung kommen.

Es war am 6. März 1797, daß die ersten englischen Missionare in der Nähe der Insel Tahiti ankamen. Da es gerade Sonntag war, so wollte der Kapitän noch nicht landen. Aber kaum erblickten die Tahitier das Schiff, so warfen sie sich in Röhre, und bald war das Schiff angefüllt mit Eingebornen, die an den Schiffswänden hinaufgeklettert waren und eine Menge Schweine und Früchte mitbrachten, um gegen andere Waaren sie zu vertauschen. Die Missionare bedeuteten ihnen, heute kaufe und verkaufe man nicht. Hierauf hielten sie ihren Gottesdienst, und die Tahitier verhielten sich während des Gebets ganz ruhig; kaum aber stimmte man ein Lied an, so entzückte sie das so sehr, daß ihr Jubel laut wurde. Am andern Tage machten die Missionare einen Besuch auf der Insel und wurden vom Volke mit Freuden aufgenommen. Hier sahen sie auch den König nebst seiner Gemahlin, die beide auf Menschenschultern ritten. Denn weil das Volk meinte, alles Land, das sie einmal berührten, werde ihr Eigentum, Thiere zum Reiten aber nicht vorhanden waren, so blieb nichts übrig, als daß die königlichen Herrschaften Menschenschultern besteigen mußten. Hier sauden sie auch zwei weiße Menschen, die schon lange auf der Insel sich niedergelassen, und die nun die Dolmetscher machen konnten, und den Tahitiern, deren Sprache natürlich unsern Missionaren fremd war, sich verständlich zu machen. Mit ihrer Hilfe erklärten sie nun dem Könige, sie seien gekommen, um sein Volk in allerlei nützlichen Dingen zu unterrichten, und baten um Schutz und Erlaubnis zum Aufenthalt. Der König gewährte alles, und die Missionare richteten sich nun ein, so gut es ging, und die Tahitier ließen es an Lebensmitteln, wofür sie Geschenke erhielten, nicht fehlen. Aber wie schwer war es doch, den Tahitiern das zu bieten, wofür sie gesendet waren. Ihre Sprache verstanden sie nicht: so mußten jene beiden Dolmetscher Satz für Satz, was die Missionare sagen wollten, ihnen erst übersetzen. Doch fehlte es nicht an aufmerksamen Zuhörern, es fehlte selbst nicht an verständigen Fragen über die gehörten Worte. Aber bald merkten sie, daß die Tahitier nur freundlich waren, um Geschenke zu erhalten, und je mehr sie empfingen, desto mehr wollten sie; ja sie schämten sich nicht, was ihnen nicht gegeben wurde, zu stehlen. Auch ging das gepredigte Wort ihnen gar wenig zu Herzen; sie sagten zwar zu Allem: „Gut! sehr gut!“ blieben aber hernach so arg wie zuvor; sie versprachen alles, thaten aber nichts. So versprach der König die Menschenopfer abzuschaffen und that es doch nicht, und als seine Gemahlin wieder ein Kind gebar, wurde es unbarmherzig wieder ums Leben gebracht. Bald entstanden Feindseligkeiten gegen die

Missionare. Eines Tages wurden vier von ihnen überfallen und mißhandelt und aller ihrer Kleider beraubt, nur mit Mühe retteten sie ihr Leben. Es entstand ein Krieg unter den Eingebornen, und die Sieger überfielen die Wohnungen der Missionare, steckten sie in Brand und ermordeten 3 Missionare. Tag und Nacht schwebten die Uebrigen in Lebensgefahr. Ja—was das Traurigste war—Einer aus ihrer Mitte verleugnete aus Menschenfurcht seinen Herrn und versiel in heidnisches Sündenleben; er lebte hinfort als Wilder unter den Wilden. Aber alle diese Erfahrungen ermüdeten den Eifer der Christen nicht. Mehrmals wurden neue Missionare von England nachgeschickt, und die Missionare arbeiteten treulich fort, auf Hoffnung den guten Samen auf den harten, festgetretenen Boden auszustreuen. Hörer des Wortes gab es immer, aber Thäter des Wortes waren noch keine zu finden; noch war kein Tahitier getauft, noch hatte sich keiner bekehrt. So ging es fort von 1797 bis 1803—es war eine schwere Ausfaat unter Thränen auf Hoffnung sechs Jahre lang.

(Fortsetzung folgt.)

Büchertisch.

Folgende Synodalberichte von Districtsynoden der Ehrw. Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten sind uns zugegangen, und wir bringen dieselben jetzt, wo in den langen Winterabenden sich den meisten Leuten viel Zeit zum Lesen bietet und besonders der Landmann weit mehr als in den übrigen Jahreszeiten Muße hat, unsern Lesern zur Anzeige in dein Bewußtsein, daß wir ihnen damit einen Dienst leisten, für welchen die, welche Gebrauch davon machen, uns Dank wissen werden. Damit solche, denen die Anschaffung der sämtlichen Berichte zu viel sein sollte, ihre Auswahl treffen können, geben wir kurz die Gegenstände der Lehrverhandlungen an, deren Wiedergabe in den Berichten dem Umfang und dem Inhalte nach die Hauptsache bildet.

Illinois-District: „Ueber das ewige Leben.“

Preis 20 Cts. und 3 Cts. Porto.

Towa-District: „Die Lehre von der Gewißheit der Seligkeit in ihrer Wichtigkeit für das geistliche Leben.“

Preis 15 Cts. und 2 Cts. Porto.

Michigan-District: „Ueber die heiligen Sacramente im allgemeinen und über die heilige Taufe insonderheit.“

Preis 15 Cts. portofrei.

Minnesota- u. Dakota-District: „Ueber das zweite Gebot.“

Preis 20 Cts. portofrei.

Deftlicher District: „Wie nothwendig und segensreich es sei, daß jeder lutherische Christ seinen Glauben auch vor Freund und Feind bekenne.“

Preis 10 Cts. portofrei.

Wisconsin-District: „Eine wohlgegründete wahrhaft lutherische Gemeinde glaubt von Herzen an die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl und sucht daher zu verhüten, daß dasselbe bei ihr niemand zu seinem Ge-richte genieße.“

Preis 17 Cts. portofrei.

Krankheits-Bericht No. 1.

Wenn die lieben Brüder der nordwestlichen Conferenz nicht wollen, daß ihre Unterstützungskasse für arme Studenten eines frühzeitigen, unrühmlichen Todes sterbe, so mögen sie nur bald der Patientin mit Krastsuppen in Gestalt reichlicher Collecten zu Hülfe eilen. Der gegenwärtige Zustand der bedauernswerthen Dulderin läßt das Schlimmste befürchten.

Christian Popp,

Schatzmeister ohne Schatz.

Fortsetzung der Krankheitsberichte folgt wenn nöthig.

Missions- und Erntedankfest.

Am 2. Advents-sonntage 1885 feierte die zur Parochie des Herrn P Haase zu Fort Atkinson, Jefferson Co., Wis., gehörende kleine Gemeinde zu Cold Springs ein Doppelfest. Einmal wollten die dortigen Christen nach Gottes Wort der gütigen Hand des Herrn gedenken, die ihnen ohne alle ihr Verdienst und Würdigkeit im Jahre so reichen Segen im Irdischen gesendet, und sich zu Dank, Lob und Preis gegen den himmlischen Vater ermuntern lassen. Sie wollten ferner des Näheren ihrer Christenpflicht erinnert werden, mitzuhelfen, daß das Reich Gottes auch zu Andern komme, nachdem es durch Gottes Gnade in Wort und Sacrament zu ihnen gekommen.

Während ein draußen tobender gewaltiger Schneesturm und der Krystalblumen an die Fenster bildende Frost von der Allmacht des Herrn zeugten (Hiob 37, 6.; Psalm 147, 16.; Psalm 148, 8.; Hiob 37, 10.; 1. Mos. 8, 22.), so erinnerte der Schmuck immergrüner Zweige in der Kirche, vornehmlich ein mit herrlichen Früchten der Felder und Gärten sinnig geschmückter, am Altar aufgestellter immergrüner Cedernbaum an die ewig währende Güte des Herrn (Psalm 148, 9; Jesaias 41, 19.). — Mit Rücksicht auf die Festfeier verkündeten das Wort Gottes Vormittags der Unterzeichnete, und Nachmittags Herr P Vogel aus Jefferson, Wis. Die etwa \$15 betragende Collecte wurde für das Predigerseminar bestimmt.

Milwaukee, Wis., 5. Januar 1886.

E. R o p.

Conferenz-Anzeigen.

Die gen. Pastoralconferenz des 3. Dist. von Minn. vers. sich w. G. in der 2. vollen Woche (also vom 16—18. incl.) des Monats Februar bei Pastor Ch. Albrecht zu Belle Plain, Scott Co., Minn.

Gegenstand der Verhandlungen: Seelengefährlichkeit falscher Kirchenunion, insbes. der Theilnahme an Gottesdiensten Falschgläubiger.

E. h. M a e ß e, Secr.

Die Local-Lehrer-Conferenz von Watertown und Umgegend versammelt sich D. v. am 30. Jan. in Lehrer Fürstenaus Schulhause zu Watertown Vorm. 10 Uhr.

Arbeiten liegen vor: 1. Katechese über eine bibl. Geschichte von Schliebe. 2. Die Heimathskunde in der Gem. Schule. Vorgetragen von Prof. Dr. Kosz.

Der Secretär L. J. F. Meyer.

Die Winnebago-Conferenz versammelt sich, wills Gott, am 19. u. 20. Januar bei Pastor G. Denninger in Neenah.

Rechtzeitige Anmeldung wird gewünscht.

A. G. Hoyer.

Ordination.

Der 4. Advents-sonntag, der 20. Dezember 1885, war für die Gemeinde zu Manchester, Green Lake Co., Wis., ein besonders freudiger und festlicher Tag.

Nachdem dieser Gemeinde schon in früherer Zeit das lautere Wort Gottes verkündet worden war und sie die Leitung treuer Hirten genossen hatte, kam über sie während einer Reihe von Jahren eine trübselige Zeit der Nacht im Gemeindeleben.

Endlich brach aber auch ihr wieder ein lichter Morgen an, da ihr die Leuchte des göttlichen Wortes für Glauben und Leben, für die Einzelnen wie für das gesamte Gemeinwesen wieder näher gerückt wurde.

So wurde denn schließlich Herr Candidat Adolf Spiering aus unserm Predigerseminar zu Milwaukee, der einen rechtmäßigen, göttlichen Beruf von dieser Gemeinde empfangen, und solchen nach Ablegung seines Examens der Reise angenommen hatte, als Pastor der Gemeinde zu Manchester in deren von sehr großer Versammlung gefüllten Gotteshause an obengenanntem Tage von dem Unterzeichneten ordiniert und eingeführt.

Der Herr gebe diesem Seinem Diener Gnade zur rechten Treue, und kröne seinen Dienst mit reichem Segen!

Milwaukee, Wis., 5. Januar 1886.

E. N o g.

Post-Adresse des l. Bruders:

Rev. Ad. Spiering,

Manchester, Green Lake Co., Wis.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXI: PP Eidmann 2.10; Thurow 4.20; Brenner 1.05; Jenny 5.25; Ch. Albrecht 8.95; Dammann 1.05.

Die Herren: L. J. F. Meyer 1, Schwefel 1, Frömming 6.30, Greve 2.10.

Jahrg. XX: PP Vogel 11.50; J & Albrecht 30; J J Meyer 28; Reichenbecher 20; Ording 1.05; H Häse 3.15.

Jahrg. XX, XXI: PP Hader 14.70, 10.50 (und für Leeb's 2.10); E Häse 8.15 (Winneconne), 10.50 (Zittau); Goldammer 1.05, 7.75; Siegler (für F Hoffschulz) 2.10; Herr Schön 2.10.

Jahrg. XIX: PP G Mühlhäuser 2 (in No. 7 lies ebenfalls G statt J M); Schneider 1.

E. h. J ä f e l.

Für das Seminar: Die Herren Pastoren Bergmann, Weihnachtscoll. der Christusgem. \$6. Dammann, von E Böttcher \$1. Eidmann, Weihnachtscoll. aus Center \$6.88, Blad Creek \$3.48; Dantopfer von A Böhle \$1. Vogel, Coll. für die Reparatur \$15.50. Jäfel, Coll. in Christenlehre und Sonntagschule \$12.21; von Frau N. \$1. E Hoyer, Weihnachtscoll. von West Bend \$8.25; von 2 Frauen (je \$1) \$2; von der Gem. Nemburg \$7. Thiele, Coll. der Peters-Gem. \$2.65, der Pauls-Gem. \$2.62, der Bion-Gem. \$1.48. Ch Sauer, Weihnachtscoll. der Gem. in Mecan \$12. Koch, Weihnachtscoll. der Gem. in Columbus \$19.50. M H Pantow, Coll. der Pauls-Gem. in Norfolk \$10, der Immanuel-Gem. in Hader \$5.40. Günther,

Abendmahlscoll. der Gem. in Oconomoc \$7. J G Dehler, Weihnachtscoll. der Gem. in Bay City \$8.19; Dantopfer von Frau Koch für Gottes gnädige Durchhilfe \$2. Kluge, von der Gem. in New London \$2.35, in Caledonia \$1.25. Für das Reich Gottes von der Gem. in Dale \$4.50, in Caledonia \$4.50. G Denninger, Weihnachtscoll. in Neenah \$13.48, in Menasha \$4.52. Dantopfer eines Vaters bei Genesung zweier lieben Kinder \$10. Scherlein einer armen Witwe \$1. Von zwei ungenannten Gebern (je 25 Cts.) 50 Cts. E Häse, Weihnachtscoll. der Petrusgem. in Winchester \$6, der Paulsgem. in Winneconne \$4. Röß, Weihnachtscoll. der Parochie Morrison \$22. A J Siegler, von der St. Joh.-Gem. \$5.58, von der Dreieinigkeitsgem. \$6.72. J Köhler, von der Gem. in Two Rivers \$38, von der Gem. in Missicot \$3.50. J J E Sauer, Coll. fr. Gem. \$9. M Denninger, Weihnachtscoll. der Parochie Mosel \$8.50. Thurow, für Reparatur in Watertown \$9. Kilian, Christfestcoll. der St. Paul-Gem. in Brownsville \$3.44, pers. B. \$3.07. Hensel, Abendmahlscoll. \$5.35. Gevers, Weihnachtscoll. \$5. Brenner, für die Baulasse von J Frömming \$5, A F Tieg \$1, L Zwing 50 Cts., N. N. \$1.15. Conrad, Coll. der St. Jakobgem. \$10. Jenny, Coll. fr. Gem. für die Anstalten \$8.74. Dantopfer für das Reich Gottes von Frau Grävin \$1. Nachmüller, Festcoll. der Salemsgemeinde in Lowell \$10. Stiemke, Neujahrscoll. der Gem. in Kirchhain \$11.30. Keibel, Weihnachtscoll. \$8.50. C A F Döhler, Neujahrscoll. für die Anstalten \$8.35. Körner, für Reparatur, Weihnachtscoll. \$14.50. Erntedantopfer von Witwe Thoma \$1, desgl. von Frau N. N. \$1. Für Seminar: Erntedantopfer von Frau W Thoma \$1, Dantopfer f. Genesung von Fel. N. N. \$1. Für arme Studenten, Erntedantopfer von Herrn J Thoma \$5. Prof. Hönecke, von A Miller für das Reich Gottes \$1. Steyer, Coll. fr. Gem. für Schuldentilgung \$4.

E. h. J ä f e l.

Für das College erhalten: Weihnachtscoll. der Gem. in Watertown \$37.38, von A Wagemann \$1, von N. N. \$2; P Schrödel, Weihnachtscoll. in Ridgville \$10; P Ehr Sauer, von einigen Gemeindegliedern in Mecan \$3.55; P Kluge, von New London \$3.55, Caledonia \$5.07, Dale \$3.38; P Hillemann sen., aus der St. Lukasgem. \$5.80; P Kleinlein, von der Gem. in Kewaunee \$5.50, von einer Filialgem. \$3; P Rader, Neujahrscoll. in Waumatoosa \$7.27, in G. 87 Cts., pers. B. \$1.86.

J. H. Brockmann.

Für den Seminar-Haushalt: Zu Weihnachten aus der Gnadengem. zu Milwaukee: Von Frau Geo Brumber 1 Korb Badwert, 1 Korb Nüsse, 1 Schachtel Zuderwert; von Frau A. 1 Korb kleines Badwert, 1 großer Kuchen. Zu Neujahr aus der St. Johannesgem. in Milwaukee: Von Frau J F Schmidt 2 Hühner, von Frau W S 1 Korb Kuchen; aus der Gnadengem. zu Milwaukee von den Herren Frödtert Bros. 1 Faß Äpfel. Durch P E Hoyer, Coll. in West Bend, von G Müller Kohl und Rüben; Frau Voigt 1 Rolle Butter; E Benike Kartoffeln und Rüben; J Horlanus 1 Saß Kartoffeln und Rüben; A Habek 1 Saß Kart. und Gemüse; W Hedendorf 1 Saß Gemüse; F Benike 1 Saß Kohl und Rüben; Frau Lukas 1 S. Kart. u. 1 S. Kohl; Ph Hagner 4 Saß Kart. und 1 Saß Gemüse; J Badian jun. 2 S. Kohl und Rüben; H Peters sen. 50 Cts.; J Treichel \$1; Frau N. N. \$1.50 und 2 Saß Kohl. In New-

burg: Von T Seidemann 1 Saß Rüben; J Blöcher 1 Saß Kohl; F Jahr 1 Saß Kart.; J Weinborn 1 Pef Bohnen; K Plenzke 1 Bushel Bohnen; J Rau 1 Saß Kart. und Kohl; A Erler 1 Bushel Kart. und Möhren; G Zinke 1 Saß Kart.; H Gerlach 1 Bush. Rüben; J Schmidt 1 Saß Kart. und 20 Stück Kohl; G Ködrigsch 1 Bush. Kart., Kohl, Bohnen und getr. Äpfel; J Rogow 1 Saß weiße Rüben; F Fied 1 B. Kart. und Kohl; J Gerlach 1 Stück Fleisch; E Ahnert 1 Pef Zwiebeln und 1/2 Bush. Rüben. Von Herrn Hoppe in Milwaukee Nachlaß an der Milchrechnung \$5.10.

In der Quittung des Seminarhaushalts im vorigen Gemeindeblatt soll es heißen: Durch P Hillemann sen. in Howards Grove von Frau Habighorst eine Schachtel Käse.

Für arme Studenten: Von Frau J Scholl, St. Johannesgem. in Milwaukee 1 Steppdecke. Durch P J Stiemke in Kirchhain, Coll. bei der Taufe des Töchterleins von Herrn H Bäfemann \$3.60. Von Frau M Christgau, Gnadengem. in Milwaukee 3 Paar wollene Strümpfe.

Herzlichen Dank den gütigen Gebern!

E. N o g.

Für Reispredigt: Mit Dank erhalten: P Dowidat, Reformationsfestcoll. \$8.66; P A Hoyer, Coll. der Gem. in Princeton \$5; P Hagedorn, Reformationsfestcoll. \$5.25.

Für innere Mission: P. Reinsch, Coll. der St. Marcusgemeinde \$8.10.

E. M a n e r h o f f.

Für die Taubstummen-Anstalt in Norris, Mich., ging bei Unterzeichnetem ein: Durch P J Koch, Columbus, von den Sonntagschullehrern \$3.25; P R Siegler, Theil einer Missionsfestcoll. als Kostgeld für Scheel \$22, und Neujahrscoll. in Ellington do. \$12; P Hillemann, Menominee, Mich., von Max und Martha Kresse je \$1; P Brenner, ges. auf der Hochzeit W Degener's \$9. 3.

Den lieben Gebern herzlichen Dank.

Norris, Januar 1886.

H. U h l i g.

Mit Dank bescheinige ich hiermit den Empfang von \$3.11 auf A Paßtes Hochzeit collectirt zu Fond du Lac, Wisconsin.

M i c h a e l W o l f f.

Von Frau L Keil, Dshoff, Wis., die Sendung von \$2 für unser Taubstummen-Institut durch Herrn P Dowidat empfangen zu haben, bescheinigt dankend
E. D. Strubel, Kassirer.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücher-Verlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalschulhandlung zu den beigegebenen Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der
ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.